

Weihnachten

Autor(en): **Müller, Gustav Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **58 (1975)**

Heft 12

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-412289>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Freidenker

Monatsschrift der Freidenker-Vereinigung der Schweiz

Sie lesen in dieser Nummer ...

Interessantes aus dem Tessin

Die Wiedereinbürgerung des Storches in der Schweiz

Neue Therapieformen

Kirche und Schwangerschaftsabbruch

Nr. 12 58. Jahrgang

Aarau, Dezember 1975

Weihnachten

465

Die Christen wissen wenig Bescheid über ihre eigenen Gebräuche; sie wissen nicht: 1. «Die Weihnacht» nach der Legende im Lukas-Evangelium hat nicht stattgefunden. 2. Die ersten drei christlichen Jahrhunderte kannten das Fest nicht; es wurde 321 von Kaiser Konstantin eingeführt. 3. Weihnachten ist ein Gemisch aus Kulturen und Sitten verschiedener Völker.

Die Theologen, die mit dieser geschichtlichen Wahrheit bekannt sind, verheimlichen sie. Sie würden sich damit bei ihren «Schäfchen» nicht beliebt machen. Aber wer Wahrheit verachtet ist verächtlich.

Das älteste Evangelium, das des Markus, setzt stillschweigend und selbstverständlich Nazareth als Geburtsort voraus. Von Bethlehem weiss er nichts. Zum mindesten folgt, dass Jesus nicht gleichzeitig an zwei Orten geboren sein kann. Aber auch abgesehen von diesem Widerspruch: Ort und Datum seiner Geburt sind gleich unbekannt. Geographen haben nicht einmal einen Ort namens Nazareth feststellen können.

Die beiden nachpaulinischen Evangelien des Matthäus (in den achtziger Jahren) und des Lukas (in den neunziger Jahren) können den Nazarener des Markus nicht umgehen, müssen nun aber, «auf dass die Schrift erfüllt werde», die «heilige Familie» von Nazareth nach Bethlehem bringen. Sie dramatisieren damit die paulinische Theologie, der gemäss Jesus als davidischer Messiasprätendent ausgewiesen werde. Der Messias, der das davidische Königreich Davids wieder herstellen soll, muss in der David-

stadt Bethlehem geboren werden: «Gott wird ihm den Thron seines Vaters David geben.» (Luk. 1.32)

Und wie bewerkstelligen sie nun den Umzug? Sowohl Matthäus als auch Lukas verfügen über einen Engel; bei Matthäus erscheint er dem Joseph im Traum, bei Lukas verkündigt er der Maria die Wundergeburt. Lukas fügt überflüssigerweise noch eine Volkszählung des Kaisers Augustus bei (Luk. 2.1). Auch wenn dieser «Zensus» stattgefunden hätte, würde sie den Joseph und seine Familie durchaus nicht genötigt haben, den Wohnort zu wechseln.

Aber die paulinische Theologie, die von seinen Schülern, den Evangelisten, historisiert wird, rechnet nicht nur mit der jüdischen Messiaserwartung aus dem Hause Davids; diese wird durchkreuzt, von der mythischen Vorstellung eines himmlischen Messias, dem Sohne Gottes. So muss die Maria «schwanger vom heiligen Geist» (Mt. 18.20) sein.

Weshalb nun kam es trotz der Lukas-Legende zu keiner Weihnachtsfeier in den ersten drei christlichen Jahrhunderten? Wohl deshalb nicht, weil der Mensch Jesus der paulinischen Theologie eben so gleichgültig war, wie den von ihm organisierten Kirchen. Der gekreuzigte und auferstandene Gottmensch stand im Mittelpunkt.

Der Kirchenvater Origenes (185—254) empörte sich gegen den «heidnischen» Brauch, Geburtstage von Menschen zu feiern. Anstelle der Weihnacht beging die alte Kirche nicht die Menschwerdung, sondern die Christwerdung des Jesus. Er wurde zum

Christus, zum Sohne Gottes, nicht bei seiner Geburt, sondern bei seiner Taufe im Jordan durch den Täufer Johannes. Das Fest hiess «Epiphania» = Hin-Erscheinung. Das Datum war der 6. Januar. Die koptisch-aramäische Kirche hält noch heute an diesem Datum fest. In Lateinamerika ist es auch das Fest der heiligen drei Könige aus dem Morgenlande. Wie schon erwähnt, wurde Weihnacht im Westen im Jahre 321 von Kaiser Konstantin eingeführt; die östlichen Kirchen wehrten sich dagegen. Erst 386 drängte Chrysostomus ihnen die Weihnacht auf.

Wie kam es zum 25. Dezember? Das ist der Geburtstag des persischen Sonnengottes Mitra. Der Hahn, der auf protestantischen Kirchtürmen zu sehen ist, ist sein Tier, das den Aufgang der Sonne ankündigt. Die Schlüssel, die Himmel und Hölle beschliessen, auf der päpstlichen Fahne wehend, sind Mitraschlüssel. Sein Heiligtum in Rom stand auf dem vaticanischen Hügel.

Kaiser Konstantin verband das Fest der wieder ansteigenden Sonne mit Christus, dem Licht der Welt, das alle Völker erleuchtet. Auf den Sockel seiner Statue liess er einmeisseln: Dem Konstantin, dem gleich Helios (Sonne) leuchtenden. Christus ist nun «sol invictus», die unbesiegbare Sonne. Konstantin führte 321 den Sonntag als den Herrentag ein. Am Konzil von Nicäa, vier Jahre später, wird die «Epiphania» zur Ketzerei erklärt: Christus wurde nicht erst bei seiner Taufe, sondern bei seiner Geburt zum Gottessohn.

Die Christen passten sich der kaiserlichen Theologie an; er hatte ihre Religion ja zur Staatskirche gemacht.

Man musste sich dankbar erzeigen. So sagte Bischof Ambrosius von Mailand, der Lehrer Augustins, in seiner berühmten Weihnachtspredigt: «Christus ist unsere neue Sonne. Mit dem Aufgang des Heilands ist nicht nur das Heil der Menschheit, sondern auch die Helligkeit der Sonne erneuert; denn wenn bei dem Leiden Christi die Sonne sich verfinstert, so muss sie auch heller als sonst leuchten bei seiner Geburt. Der Messias ist die Sonne der Gerechtigkeit.» (Zitat nach Mat. 4.2)

Der 25. Dezember konnte sich in Rom um so leichter einbürgern, als zu der Zeit die Saturnalien gefeiert wurden, die am 17. Dezember begannen und zwölf Tage währten. Wie die Natur von ihren Kämpfen ruht, so feiern die Menschen eine Zeit des Friedens, der Freude, der Gleichheit und Freiheit. Saturn ist das Zeichen des goldenen Zeitalters. Freudenfeuer lohten. Man beschenkte sich, besonders mit Wachskerzen. Prozesse und Arbeit ruhten, Sklaven durften Herren spielen. In lateinisch bestimmten Ländern wird Weihnacht noch heute mit Feuerwerk begrüßt: Es knistert und knallt.

In den germanischen Ländern dagegen verband sich Weihnachten mit dem Wotanskult. Hier sind es die zwölf Tage nach dem kürzesten Tag, die «Julzeit», in der Wotan, der Reiter von Norden her über das Land braust, «böse» Kinder warnt, «gute» beschenkt. Als Gegengabe steckten sie Heu in die Schuhe, damit sein Schimmel zu fressen hätte. Nach dem Sieg des Christentums verummte sich Wotan in einen «St. Nikolas», «Samichlaus», «Santa Claus», «Knecht Ruprecht». Zu Ehren Wotans wurden Tannenbäume verbrannt. Der «Christbaum» ist ein Wotansbaum. Die angelsächsischen Puritaner in Nordamerika wussten das noch und verboten «Weihnachtsbäume» als «heidnisch». Heute allerdings ist Weihnachten in Nordamerika ganz vom «Santa Claus» beherrscht — wenn auch an Verkehrspunkten die Lautsprecher wochenlang «Stille Nacht, heilige Nacht» erschallen lassen.

In Mexico City streiten die Bilder des germanischen «Santa Claus» mit den hergebrachten drei heiligen Königen.

Zusammenfassend: Vom Orient über Rom bis Skandinavien sind die Weih-

nachten ein Fest des Ausruhens, des Muffassens zum neuen Sonnenjahr, ein Fest der Freude und des gegenseitigen Gedenkens. Und in diesem

rein menschlichen Sinn wünschen auch wir einander: Fröhliche Weihnachten!

Gustav Emil Müller

Interessantes aus dem Tessin

Wenn wir Deutschschweizer im allgemeinen von unserer Sonnenstube jenseits des Gotthards reden, so denken wir sogleich an die uns von der Primarschule her gebliebenen Klischeevorstellungen von romantischen Grottos, Polenta, heißen Maroni, klangvollen Liedern und südlicher, unbeschwerter Lebensweise oder an Schmuggler in unwegsamen Gebirgstälern. Wir neigen etwas leicht dazu, den Südbalkon der Schweiz als eine Art Freilichtmuseum mit drolligen «Eingeborenen» zu betrachten, und sind dann, wenn wir uns zum ersten Male in jene Landesgegend begeben, von der Realität etwas enttäuscht und fallen somit oft ins andere Extrem. Das Tessin wird dann in unseren Augen plötzlich zum Paradies der Schieber, Grundstücksspekulanten, Verkäufer von Niederlassungsbewilligungen an Ausländer und zur Landesgegend, in der man ein perfektes Hochdeutsch erlernen kann. Nun, das Tessin besteht zum Glück nicht nur aus Lugano, Gandria, Locarno, Ascona, Porto Ronco und anderen Tummelplätzen der internationalen Prominenz und Steuerflüchtlinge, sondern auch noch aus vielen Talschaften, die vom Goldrausch verschont geblieben sind, deren Einwohnerschaft aber von der hektischen Hochkonjunktur fast oder gar nichts gespürt hat und demzufolge ständig kleiner wird mit dem Resultat, dass die malerischen Dörfer immer mehr veröden. Können wir es unserem Tessiner Landsmann übelnehmen, wenn er unter solchen Umständen sein Bündel packt und sich sein Heil in den wirtschaftlichen Ballungszentren sucht?

Unser nur auf maximalen Profit ausgehendes Wirtschaftssystem hat leider lediglich das durch seine geographische Lage und die Verkehrswege begünstigte Mittelland gefördert und die Alpengebiete, den Jura sowie das Tessin arg vernachlässigt. Als Folge dieser kurzsichtigen Handlungsweise haben wir heute eine demographisch überentwickelte Industrieregion, die

von Genf bis Basel und St. Gallen reicht und lediglich von wenigen bäuerlichen Landstrichen in den Kantonen, Freiburg und Bern unterbrochen wird. Die Frage, ob diese Geldsackpolitik mit dem Konzept einer totalen Landesverteidigung in Einklang gebracht werden kann, muss mit nein beantwortet werden. Auch ohne Atomkrieg würden wir durch einen gezielten Angriff konventioneller Art auf die mittelländischen Industriezentren in ert kürzester Zeit zur bedingungslosen Kapitulation gezwungen werden. Die Peking-Wallfahrer unserer krisenerschütterten Exportindustrie täten gut daran, neben vollen Bestellbüchern auch einige chinesische militärische Schriften mit nach Hause zu bringen; sie könnten über die Vorteile der ökonomischen Dezentralisation einiges lernen.

Kehren wir nach diesen militärischen Betrachtungen zum eigentlichen Thema zurück. Die «Neue Zürcher Zeitung» hat in den vergangenen Wochen eine objektive Artikelserie über die politische und wirtschaftliche Lage des Tessins veröffentlicht. Am Mittwoch, den 6. August 1975, berichtete sie aus ökonomischer und religiöser Perspektive über die Gemeinde Biasca: «Die Ortschaft Biasca, am Zusammenfluss von Brenno und Ticino, war vor mehr als siebenhundert Jahren der Brennpunkt der von Mailand beherrschten Domäne Tre Valli. Als kirchliche Jurisdiktion blieb das Gebiet der drei Täler (Leventina, Blenio und Riviera) unter gleichem Namen bis ins 19. Jahrhundert an die Mailänder Diözese gebunden. Noch heute pflegt man hier in Gottesdiensten und religiösen Bräuchen den ambrosianischen Ritus in Erinnerung an die ursprüngliche Zugehörigkeit zum Erzbistum Mailand. Tre Valli heisst nun wieder die geographisch identische, aber nach neuen Entwicklungskonzepten umrissene Tessiner Bergregion, deren Regionalplanungsbehörden kürzlich gewählt wurden. Biasca mit seinen annähernd 6000